

CHRISTINE KABUS

Im
Land der
weiten *Fjorde*

Norwegenroman



Weltbild

Im Land der weiten Fjorde

Im Zauber der Polarlichter

Band 1: Im Land der weiten Fjorde

Band 2: Töchter des Nordlichts

Band 3: Insel der blauen Gletscher

Über die Autorin:

CHRISTINE KABUS, 1964 in Würzburg geboren, arbeitete nach ihrem Studium der Germanistik und Geschichte als Dramaturgin und Lektorin bei verschiedenen Film- und Theaterproduktionen, bevor sie sich 2003 als Drehbuchautorin selbstständig machte. Schon als Kind zog sie der hohe Norden, den sie zunächst durch die Bücher von Astrid Lindgren und Selma Lagerlöf kennenlernte, in seinen Bann. Vor allem die ursprüngliche, mythische Landschaft Norwegens beflügelte ihre Phantasie. Sie begann, die Sprache zu lernen und sich intensiv mit der Geschichte Norwegens zu beschäftigen. Ihr Debütroman, IM LAND DER WEITEN FJORDE, stand wochenlang auf der Spiegel-Bestsellerliste. In TÖCHTER DES NORDLICHTS widmet sie sich nun auch den dunklen Seiten ihres Sehnsuchtslandes.

Christine Kabus

Im Land der weiten Fjorde

Norwegenroman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2012 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: Getty Images, München (© Quim Roser) / www.buerosued.de

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-549-0

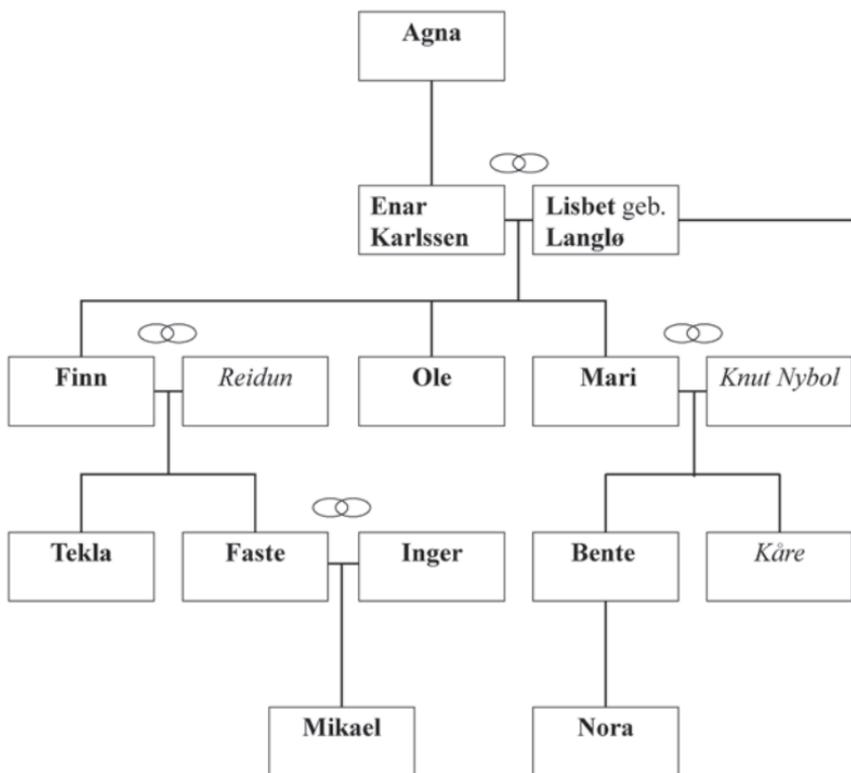
2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Michael Marius

*Var det ikke for mørket,
så visste vi ikke om stjernene.*

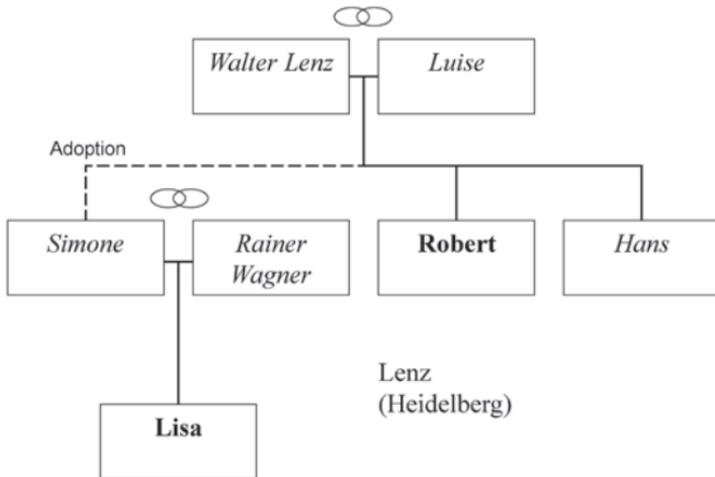
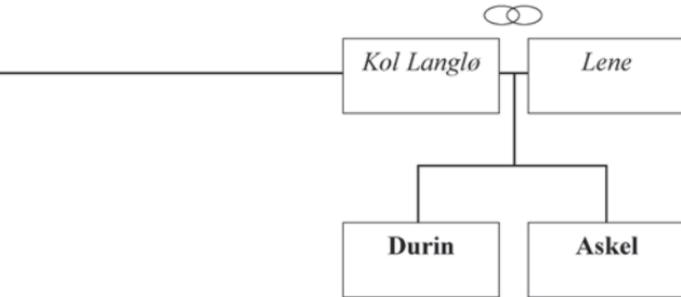
Gäbe es das Dunkel nicht,
wüssten wir nicht von den Sternen.



Karlssen
(Nordfjordeid)

Nybol
(Tromsø - Olso)

Langlø
(Loføten)



Prolog

»Du darfst die Augen jetzt aufmachen.«

Die junge Frau kam der Aufforderung nach und hielt die Luft an. Vor ihr auf dem Bett war eine *bunad* drapiert. Überrascht wandte sie sich ihrer Mutter zu, die sie erwartungsvoll ansah. »Ist das für mich?«

»Ja, mein Liebes. Du brauchst doch ein angemessenes Gewand für deine Hochzeit«, erwiderte die Mutter lächelnd.

»Es ist wunderschön«, hauchte die junge Frau und berührte scheu die festliche Tracht. Über einem knöchellangen schwarzen Rock war eine bunt bestickte Schürze ausgebreitet, an der ein kleiner Stoffbeutel befestigt war. Aus einem dunkelroten, ärmellosen Schnürmieder, das mit einer bestickten Borte eingefasst war, ragten die bauschigen Ärmel einer weißen Bluse.

»Aber das Wichtigste fehlt noch«, sagte die Mutter, holte eine kleine Schachtel hervor und hielt sie ihrer Tochter mit einem auffordernden Lächeln hin.

Die junge Frau öffnete die Schachtel und zog einen runden, silbernen Anhänger heraus, der an einem schwarzen Samtband baumelte.

»Das ist doch dein Hochzeitsmedaillon«, rief sie.

Die Mutter nickte. »Meine Mutter hat es mir geschenkt, als ich deinen Vater geheiratet habe. Jetzt möchte ich es an dich weitergeben, damit du eure Fotos hineintun kannst«, sagte sie.

Die junge Frau drehte das Schmuckstück mit den kunstvollen Ziselierungen in ihren Händen und entdeckte auf der Rückseite eine eingravierte Inschrift. Fragend sah sie die Mutter an.

»Die Widmung ist von mir«, erklärte diese.

Ihre Tochter las die liebevollen Worte, schluchzte auf und schloss ihre Mutter fest in die Arme. »Ich werde dich so vermissen«, murmelte sie.

»Ich dich auch, mein Kind, ich dich auch«, kam es leise zurück.

Frankfurt, April 2010

Erleichtert stellte Lisa die schwere Tasche mit der Fotoausrüstung ab, zog den Rollkoffer zu sich heran und schloss die Tür ihres kleinen Apartments auf, das sie im vierten Stock eines Mietshauses in einer ruhigen Straße hinter der Alten Oper bewohnte. Noch bevor sie ihre Jacke auszog, eilte sie in das großzügig geschnittene Wohnzimmer und öffnete die Tür zu dem winzigen Balkon, um frische Luft hereinzulassen. Sie trat hinaus und schaute in den Innenhof. Eine einsame Birke stand dort, an deren Ästen sich ein erstes helles Grün zeigte. Eine Amsel saß auf der Dachrinne des gegenüberliegenden Hauses und sang ihr melodisches Lied in die Abenddämmerung. Endlich Frühling! Lisa lächelte, schloss die Augen und atmete die kühle Luft in tiefen Zügen ein.

Wie fern erschien ihr jetzt Mumbai mit seiner schwülen Hitze, in der sie keine vierundzwanzig Stunden vorher noch geschmort hatte. Im Auftrag eines Forschungsinstituts für Städteplanung hatte sie in Dharavi, einem riesigen, mitten in der Stadt gelegenen Slum, eine Art fotografische Bestandsaufnahme gemacht. Denn das unübersichtliche Meer aus Wellblechhütten, Töpfereien und anderen Handwerksbetrieben, Geschäften und Bordellen sollte demnächst einem modernen Viertel mit Büro- und Wohntürmen wei-

chen und als Vorbild für andere Slumsanierungen dienen. Ein Vorhaben, das bei den Betroffenen gemischte Gefühle hervorrief, wie Lisa schnell festgestellt hatte. Zwar sollten die Bewohner in günstige Wohnungen umgesiedelt werden, doch vor allem die Handwerker fürchteten, dass sie dort ihrer Arbeit nicht länger nachgehen könnten.

Lisa war in diese faszinierende Welt eingetaucht und mit einer reichen Ausbeute an Fotos und neuen Erfahrungen zurückgekehrt. Viel Zeit, das alles zu verdauen, blieb ihr nicht. In ein paar Tagen bereits würde sie wieder unterwegs sein, diesmal nach Dubai, wo sie in den letzten Jahren regelmäßig die Entwicklung der gigantischen Bauvorhaben mit der Kamera festhielt.

Es schellte drei Mal – das Zeichen für Susanne. Lisa ging zurück in die Wohnung und öffnete die Tür.

Ihre Nachbarin und Freundin Susanne begrüßte sie mit einem strahlenden Lächeln. Sie war fast einen Kopf kleiner als Lisa und sehr zierlich. Ihre mahagonifarbenen langen Haare, die das herzförmige Gesicht mit dem hellen Teint umschmeichelten, die lang bewimperten braunen Augen und die kirschroten Lippen ließen Lisa an Schneewittchen denken. So jedenfalls hatte sie sich die Märchengestalt als Kind vorgestellt.

An diesem Tag trug Susanne ein burgunderrotes Kleid aus einem fließenden Stoff, der ihre weiblichen Formen zur Geltung brachte. Neben ihr kam sich Lisa immer besonders schlaksig vor. Was nicht nur an ihrer Größe lag, sondern auch an ihrer legeren, sportlichen Kleidung, die ihre schlanke Figur eher verbarg als betonte.

Wegen ihres mädchenhaften Aussehens wurde Susanne

von Männern häufig für ein zartes, hilfloses Wesen gehalten – ein Irrtum, den sie mit diebischer Freude auszunutzen wusste. Lisa dagegen behandelten die meisten auf eine freundliche, kumpelhafte Art. Das war ihr eigentlich sehr angenehm, doch manchmal, wenn sie mit Susanne unterwegs war, gab es ihr schon einen Stich, dass sich alle Blicke wie ferngesteuert auf ihre Freundin richteten, während sie plötzlich das Gefühl hatte, unsichtbar zu sein. Auf die Idee, sich deswegen ernsthaft zu grämen oder gar ihr Äußeres zu verändern, wäre sie allerdings nie gekommen.

Kurz nachdem sie vor fünf Jahren hier eingezogen war, hatte sie sich mit Susanne, die auf dem gleichen Stock wohnte, angefreundet. Die beiden jungen Frauen waren sich auf Anhieb sympathisch gewesen, obwohl oder gerade weil sie so unterschiedlich waren. Von da an sammelte Susanne ihre Post, wenn Lisa verreist war. Diese revanchierte sich, indem sie Susannes Katzensammlung bereicherte und ihr von jedem Ort Katzenfiguren und -darstellungen aus allen nur erdenklichen Materialien mitbrachte. Diesmal hatte sie eine kleine rote Lederhandtasche mit Katzenmotiv im Gepäck.

Susanne hielt in der einen Hand einen Stapel Briefe, in der anderen einen riesigen Strauß gelber Teerosen, deren intensiver Duft Lisa entgegenwehte. Überrascht fuhr sie sich durch die widerspenstigen, kurzen dunkelblonden Locken und lächelte die Freundin an.

»Nein, nein, die sind nicht von mir«, sagte Susanne. »Sie sind vorhin für dich abgegeben worden. Hier ist ein Kärtchen.« Mit dem Kinn deutete sie auf einen kleinen Briefumschlag, der in den Rosen steckte. »Ich hab sie ausgewickelt und ins Wasser gestellt. Ich wusste ja nicht, wann ge-

nau du kommst. Aber die Karte habe ich nicht gelesen, Ehrenwort!«

Lisa grinste Susanne an. Sie wusste, dass diese vor Neugier fast platzte. Um die Freundin nicht länger auf die Folter zu spannen, pflückte sie den kleinen Umschlag aus den Rosen und zog das Kärtchen hervor.

»Cara, bin morgen in der Stadt. Erwarte Dich um acht im Da Vinci. Kuss, Marco«, las Lisa vor. Das erwartungsvolle Leuchten in Susannes Gesicht erlosch.

»Ach so, von Marco. Und ich dachte schon, du hättest einen geheimnisvollen Verehrer!«

Lisa schaute sie mit gespielter Entrüstung an, nahm ihr den Rosenstrauß und die Briefe ab und machte eine einladende Kopfbewegung in die Wohnung.

»Lust auf einen Masala Chai? Der ist echt lecker.«

Susanne schüttelte den Kopf. »Leider keine Zeit, ich bin auf dem Sprung. Abendschicht im Bistro.«

Susanne war freischaffende Grafikerin und Webdesignerin. Und das wollte sie auch bleiben. Wenn es nicht genug Aufträge gab, arbeitete sie lieber als Kellnerin, um ihre Miete zu zahlen, als sich in einem Büro schinden zu lassen. Das Kapitel hatte sie hinter sich – ein für alle Mal. Lisa konnte das gut verstehen. Der Gedanke, tagein, tagaus in ein Büro gepfercht zu sein, war ihr unerträglich. Das war einer der Gründe, warum sie ihren Beruf so liebte.

»Dann komm doch morgen zum Frühstück zu mir«, schlug sie vor.

»Prima Idee«, antwortete Susanne, »ich bin schon sehr gespannt, wie es in Indien war.« Sie berührte Lisa leicht am Arm. »Und wie's dir überhaupt so geht.«

Ja, wie geht es mir? Nachdenklich starrte Lisa in den Spiegel im Flur, nachdem sich die Wohnungstür hinter Susanne geschlossen hatte. Die häufigen Aufenthalte in sonnigen Gegenden hatten ihre von Natur aus helle Haut gebräunt, was ihre großen, tiefblauen Augen mit den dichten Wimpern gut zur Geltung brachte. Dem Blick nach innen war sie in den letzten Monaten ausgewichen, hatte sich von einem Auftrag in den nächsten gestürzt und sich ganz auf ihre Arbeit konzentriert. Das hatte ihr geholfen, den ersten Schock zu verkraften und sich für die Auseinandersetzung mit dem Verlust zu wappnen, der sie so unerwartet getroffen hatte. Sie konnte es immer noch nicht glauben, dass sie ihre Eltern Simone und Rainer nie wieder sehen würde.

Wenn Lisa an sie dachte, sah sie die beiden in einem griechischen Kafention sitzen, mit einem Jeep das australische Outback erkunden oder über einen marokkanischen Basar schlendern. Nach der Pensionierung ihres Vaters vor sieben Jahren hatten ihre Eltern sich ununterbrochen auf Weltreise befunden und damit das unstete Leben fortgesetzt, das sie während Rainer Wagners Diplomatenlaufbahn geführt hatten. Im Grunde rechnete sie immer noch damit, dass das Telefon jeden Augenblick klingeln und die muntere Stimme ihrer Mutter von ihren neuesten Erlebnissen berichten würde.

Lisa holte in der Küche eine Vase für den Rosenstrauß, stellte ihn auf den Couchtisch im Wohnzimmer und ließ sich mit untergeschlagenen Beinen auf ihrem geliebten dunkelroten Sofa nieder. Sie schaute sich um und kam allmählich ein wenig zur Ruhe. Ein dicker, handgeknüpfter Perserteppich dominierte mit seinen leuchtenden Farben den Raum, der ansonsten kaum möbliert war. Auf dem gro-

ßen Regal an der Wand gegenüber dem Sofa standen Töpferwaren, Gläser, geflochtene Körbe, geschnitzte Holzdosen und anderes Kunsthandwerk, das ihr ihre Eltern aus allen Ecken der Welt mitgebracht hatten. Dazwischen quetschten sich Reiseführer und Bildbände, Krimis und Romane in buntem Durcheinander. Lisas Blick blieb an Marcos Begrüßungsstrauß hängen.

Rosen. Die Lieblingsblumen ihres Vaters, der zeitlebens davon geträumt hatte, einen eigenen Rosengarten anzulegen. Und dem es noch an den unwahrscheinlichsten Orten gelungen war, seine Frau mit frischen Rosen zu beschenken. Onkel Robert hatte dafür gesorgt, dass die kleine Aussegnungskapelle auf dem Heidelberger Bergfriedhof mit Rosengebinden geschmückt gewesen war. Und die zahlreichen Kränze und Blumensträuße, unter denen die beiden Särge fast verschwunden waren, hatten ebenfalls überwiegend aus Rosen bestanden.

Sich vorzustellen, dass ihre Eltern in diesen Särgen lagen, war Lisa schwergefallen. Das konnte einfach nicht sein. Die beiden waren zwar schon Anfang siebzig gewesen, hatten aber viel jünger gewirkt. Sie hatten das Leben geliebt und genossen und noch so viele Pläne gehabt. Der letzte Plan hatte sie das Leben gekostet: Auf einem Segeltörn mit Freunden in der Karibik war das Boot gekentert. Für Simone und Rainer Wagner war jede Rettung zu spät gekommen. Sie hatten nur noch tot geborgen werden können.

Am nächsten Morgen fühlte sich Lisa völlig zerschlagen. Nach einer schlaflosen Nacht voller sich im Kreise drehender Gedanken und Grübeleien hätte sie sich am liebsten den gan-

zen Tag verkrochen. Dabei hatte sie sich so auf das gemeinsame Frühstück mit Susanne gefreut! Viel zu lange hatten sie sich nicht mehr gesehen und ausgetauscht. Lisa war ihrer Freundin dankbar gewesen, dass diese ihren Rückzug nach dem Tod ihrer Eltern stillschweigend akzeptiert und sie nicht mit gut gemeinten Ratschlägen bedrängt hatte. Aber in den letzten Tagen vor ihrem Abflug aus Indien hatte Lisa gemerkt, wie sehr sie ihre Gespräche vermisste und dass sie nun bereit war, über ihren Verlust zu reden. Sie hatte sich sogar danach gesehnt. Doch als jetzt das vertraute Klingelzeichen ertönte, zögerte Lisa, die Freundin hereinzulassen.

Nach kurzem inneren Kampf öffnete sie die Tür und stand Susanne gegenüber, deren fröhliches Lächeln einem bestürzten Gesichtsausdruck wich.

»Um Gottes willen, was ist passiert?«, entfuhr es ihr. »Bist du krank?«

Lisa schüttelte den Kopf und versuchte ein schiefes Grinsen. Sie musste furchtbar aussehen: gerade aus dem Bett gekrochen, nur im Morgenmantel, bleich und mit dunklen Augenringen. »Halb so schlimm«, murmelte sie. »Wirklich, es ist alles in Ordnung«, beteuerte sie, als sie Susannes besorgtes Gesicht sah. »Es ist nur ... ach, ich weiß auch nicht, es ist alles so verwirrend ... Sorry, aber ich glaub, ich bin gerade keine gute Gesellschaft ...«

Susanne sah ihr prüfend in die Augen. »So hab ich dich noch nie erlebt, also sag mir nicht, dass alles in Ordnung ist!«

Lisa seufzte. Es fiel ihr schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. »Du hast ja recht. Ich erzähl's dir später, o. k.? Jetzt sollte ich vielleicht besser allein ...«

Susanne schüttelte resolut den Kopf, schob Lisa sanft bei-

seite und trat in die Wohnung. »Jetzt frühstücken wir erstmal, und dann erzählst du mir alles.«

Kurz darauf saßen die beiden Freundinnen im Wohnzimmer auf dem Sofa und tranken würzigen Masala Chai, den Susanne gekocht hatte, während Lisa sich rasch geduscht und angezogen hatte. Auf dem niedrigen Tisch vor dem Sofa stand die Kanne mit dem Tee, dessen aromatischer Duft nach Kardamom, Zimt und Ingwer die Luft erfüllte. Dazu gab es frische Croissants, die Susanne mitgebracht hatte.

Lisa biss hungrig in das blättrige Gebäck und lächelte Susanne dankbar an. »Jetzt geht's mir schon besser. Du bist echt ein Schatz!«

Susanne lächelte und sah Lisa erwartungsvoll an.

»Am besten, du liest es selbst«, sagte Lisa und legte das Croissant auf den Teller zurück. Sie griff zu einem gepolsterten DIN-A4-Umschlag, der zusammen mit anderen Briefen auf dem Tisch lag. »Der war in der Post, die du für mich gesammelt hast«, sagte sie und zog eine kleine Schachtel und zwei Briefbögen heraus, die sie Susanne reichte. Mit einem Nicken forderte sie sie zum Lesen auf.

Heidelberg, 12. Januar 2010

Sehr geehrte Frau Wagner,

zunächst möchte ich Ihnen mein herzliches Beileid ausdrücken.

Vor einigen Jahren hat Ihre Mutter bei mir den beiliegenden

Brief und die Schachtel deponiert und mich beauftragt, im Falle ihres Todes beides an Sie weiterzuleiten.

Wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein kann, lassen Sie es mich bitte wissen.

Mit freundlichen Grüßen

Walter Schneider

Notar und Anwaltskanzlei Schneider & Söhne

Hauptstraße 37

69117 Heidelberg

Susanne legte das maschinengetippte Schreiben des Notars beiseite und wandte sich dem zweiten Brief zu, der mit der Hand geschrieben war.

12. August 1993

Liebe Lisa,

eigentlich wollte ich es Dir heute persönlich sagen, aber ich bringe es nicht über mich. Ich will Dir Deinen achtzehnten Geburtstag nicht mit dieser alten Geschichte vermiesen.

Wenn Du diesen Brief eines Tages liest – was ich nicht hoffe –, bedeutet das leider, dass ich entweder keine Gelegenheit mehr hatte oder zu feige war, Dir selber die Wahrheit anzuvertrauen: Ich wurde als kleines Kind adoptiert und kenne meine leiblichen Eltern nicht. »Unsere« Heidelberger Familie Lenz ist also nicht mit Dir verwandt.

Ich hätte mir keine besseren Eltern und Brüder vorstellen

können. Sie haben mir niemals das Gefühl gegeben, nicht dazuzugehören, und mir bedingungslos ihre Liebe geschenkt. Auch nachdem ich von der Adoption erfahren hatte, habe ich sie immer als meine wahre Familie gesehen. Ich hoffe, Du kannst das auch.

In Liebe, Deine Mutter

P. S. Das Medaillon ist das einzige »Erbe«, das ich von meinen leiblichen Eltern habe.

Susanne ließ den Brief sinken und schaute Lisa betroffen an. »Sie hat das wirklich all die Jahre für sich behalten?«

Lisa zuckte die Achseln. »Du hast sie nicht gekannt. Sie wirkte zwar offen und extrovertiert, aber eigentlich war sie sehr verschlossen.«

Susanne nickte. »Verstehe. Und was ist das für ein Medaillon?«, fragte sie.

Lisa öffnete die kleine Schachtel und zog einen runden silbernen Anhänger heraus. Sie ließ den Deckel aufschnappen, hielt Susanne das Medaillon hin und sagte: »Das müssen die Eltern meiner Mutter sein.«

Susanne betrachtete die bräunlich angelaufenen Porträtfotos eines jungen Mannes und einer jungen Frau, die scheu lächelte. Susanne sog scharf die Luft ein und deutete auf die Frau: »Aber das bist ja du!«

Lisa grinste schief. »Schon irgendwie unheimlich, oder?«

Nordfjordeid, Frühjahr 1940

»Los, Fenna. Noch einmal pressen. Gleich hast du's geschafft«, ermutigte Mari die Stute, die auf dem dick mit Stroh bestreuten Boden ihrer Box lag.

Fenna reckte den Kopf, schaute kurz zu dem Mädchen, das hinter ihr kniete, und presste bei der nächsten Wehe kräftig mit. Mit einem Flutschen glitt ein großes, nasses Bündel in Maris Arme. Rasch zerriss sie die Eihaut, legte das Köpfchen des Fohlens frei und wischte Nüstern und Maul sauber. Ein Zittern durchlief den kleinen Körper, die Nüstern kräuselten sich, und mit seinem ersten, tiefen Atemzug öffnete der kleine Hengst seine Augen. Während die Stute aufstand und sich hungrig über den Kleibrei hermachte, den Mari ihr als Belohnung zubereitet hatte, rubbelte diese das Neugeborene mit Stroh ab, um seinen Blutkreislauf in Schwung zu bringen.

»Da hab ich die Hauptsache wohl verpasst«, ertönte eine Stimme über Mari.

Die Achtzehnjährige blickte auf und erkannte im Schein der Petroleumlampe, die in der Stallgasse neben Fennas Box hing, ihren älteren Bruder Ole. Glücklicherweise lächelte sie ihn an und präsentierte ihm den kleinen Hengst, dessen Fell etwas heller war als das seiner Mutter. Auf dem Rücken und in der Mähne war der für die Fjordpferde typische dunkle Aalstrich zu erkennen.

»Ein prächtiges Kerlchen«, sagte Ole anerkennend. Mari nickte stolz. »Ist alles glattgegangen?«, erkundigte sich ihr Bruder. »Hat ja doch ziemlich lang gedauert.«

»Stimmt«, sagte Mari und stand auf.

Erst jetzt merkte sie, wie müde sie war. In den letzten Nächten hatte sie kaum geschlafen, um zur Stelle zu sein, wenn die Geburt losging. Oles Angebot, sich mit den Nachtwachen abzuwechseln, hatte sie abgelehnt. Es war schließlich ihr Pferd.

»Fenna hat das ganz prima gemacht. Kaum zu glauben, dass es ihr erstes Fohlen ist.« Mari streichelte die Stute, streute eine weitere Lage Stroh aus und verließ die Box. »Und wie steht es bei Bjelle?«, fragte sie.

Ole zuckte die Achseln. »Vielleicht morgen Nacht. Heute sicher nicht mehr. Deshalb hab ich sie noch auf der Weide gelassen«, antwortete er.

An die Holzbrüstung der Stallbox gelehnt, beobachtete Mari Seite an Seite mit ihrem Bruder in der nächsten Stunde, wie Fenna ihren kleinen Sohn gründlich ableckte und ihn immer wieder zart anstupste, um ihn zum Aufstehen zu animieren. Er machte einige Anläufe und plumpste ein paar Mal ins Stroh, aber dann hatte der Kleine endlich alle vier Beine gleichzeitig unter Kontrolle und stakste wackelig zu seiner Mutter. Auch die Suche nach den Milchzitzen brauchte ihre Zeit, doch schließlich schmatzte das Fohlen zufrieden. Anschließend sank es erschöpft ins Stroh und schlief sofort ein.

Als die Geschwister morgens gegen sieben Uhr den Stall verließen, war es schon taghell. Mari gähnte und dehnte ihre verspannten Glieder. Sie war wie ihr drei Jahre älterer

Bruder hochgewachsen und schlank. Ihre klaren, ebenmäßigen Gesichtszüge mit dem markant geschwungenen Mund und den tiefblauen Augen wurden von dunkelblonden, gelockten Haaren umrahmt, die sie wie immer zu einem dicken Zopf geflochten hatte. Ole hatte ebenfalls dunkelblaue Augen, seine kurz geschnittenen Haare dagegen waren glatt und nach der Nacht im Stall verstrubbelt.

»Hoffentlich hat Mutter schon *grøt* gekocht«, sagte Mari.

»Oh, ja, das hoffe ich auch«, rief Ole, »ich könnte einen ganzen Topf Hafergrütze allein verschlingen!«

»Untersteh dich, du Vielfraß!«, entgegnete Mari und begann unvermittelt, über den Platz zu rennen, der zwischen dem Pferdestall und dem alten Wohnhaus lag. »Wer zuerst in der Küche ist«, rief sie ihm über die Schulter zu und stürmte weiter.

Atemlos sprang sie die Stufen zur Haustür hinauf, durchquerte den Flur, riss die Tür zur Küche auf – und blieb erschrocken auf der Schwelle stehen. Ole, der ihr dicht auf den Fersen war, wäre fast in sie hineingestolpert, konnte aber gerade noch rechtzeitig abbremsen.

»He, was ist denn in dich ...« Seine ungehaltene Frage blieb ihm im Halse stecken, als er über die Schulter seiner Schwester in den Raum schaute.

Um den großen Tisch, der in einer Ecke stand, saß die ganze Familie und schien in einer Art Schockzustand erstarrt. Aus dem Radiogerät, das auf einem Wandbrett über dem Tisch stand, tönte getragene Musik.

Zaghafte trat Mari in die Küche und fragte ängstlich: »Was ist passiert? Ist jemand krank?«

Rasch ließ sie den Blick über die Anwesenden gleiten und

atmete unwillkürlich erleichtert aus. Nein, es waren alle da. Vater und Mutter, Großmutter Agna und Maris Zwillingbruder Finn, der äußerlich ganz nach Enar, dem fünfzigjährigen Vater der drei Geschwister, kam. Von ihm hatte er die kräftige, etwas untersetzte Statur, die strohblonden glatten Haare und die hellblauen Augen unter den fast weißen Augenbrauen. Deshalb wurden Ole und Mari oft für die Zwillinge gehalten, zumal Finn mit seiner nachdenklichen, bedächtigen Art älter wirkte als achtzehn Jahre. Auch die Liebe zu den Pferden, ohne die sie sich ein Leben nicht vorstellen konnte, teilte Mari mit Ole, während sich Finn gern hinter seinen Büchern verkroch und von einem Literaturstudium träumte.

Wie in Zeitlupe hob ihre Mutter Lisbet den Kopf und hauchte tonlos: »Heute Nacht haben die Deutschen unser Land überfallen.«

Mari und Ole tauschten ungläubige Blicke.

»Aber wir sind doch neutral!«, rief Ole empört.

»Als ob das jemanden wie diesen größtenwahnsinnigen Diktator interessieren würde«, kam es sarkastisch von Finn.

»Was genau bedeutet überfallen?«, wollte Mari wissen. Ihr Vater, der mit grauem Gesicht und zusammengepressten Lippen stumm auf den Radioapparat starrte, drehte den Kopf zu ihr und schien sie erst jetzt zu bemerken.

»Sie haben gleichzeitig mehrere Küstenstädte mit Kriegsschiffen und Kampfflugzeugen angegriffen.«

Mari wurde es schwindelig. Kraftlos ließ sie sich auf einen Schemel sinken. Vielleicht träumte sie das alles nur? »Wir haben also Krieg?«, fragte sie heiser.

Ihr Vater nickte grimmig. »Ich glaube schon. Allerdings scheint keiner so recht zu wissen, was zu tun ist.«

Ole setzte sich ebenfalls an den Tisch. »Das ist doch klar. Wir müssen kämpfen! Die Regierung hat doch sicher die Mobilmachung bekannt gegeben?«

»Das sollte man meinen«, antwortete Finn anstelle des Vaters. »Tatsächlich konnte der König mit seiner Familie und den Parlamentsabgeordneten kurz vor dem Einmarsch der Deutschen aus Oslo fliehen. Keiner weiß, wo sie sich momentan befinden und wie es nun weitergehen soll.«

Bevor Ole nachhaken konnte, wurde die Musik im Radio für eine Ansprache unterbrochen. Gebannt lauschten Mari und ihre Familie, doch es war nicht die ersehnte Stimme von König Håkon, die aus dem Apparat tönte. Vielmehr verkündete Vidkun Quisling, der Führer der Nasjonal Samling, die Machtübernahme durch seine faschistische, antidemokratische Partei. Jeglichen Widerstand gegen die deutschen Truppen erklärte er zu einer kriminellen Tat, norwegische Offiziere hätten nur den Befehlen »der neuen nationalen Regierung« zu gehorchen.

Enar ließ seine Faust auf den Tisch krachen und schüttelte sie dann drohend Richtung Radio. »Das sieht diesem Vaterlandsverräter ähnlich. Nutzt schamlos das Chaos für einen Putschversuch!«

Lisbet legte die Hand auf den Arm ihres Mannes. »Damit kommt er gewiss nicht durch«, versuchte sie ihn zu beruhigen. »Ich bin mir sicher, dass unser König schon bald den Gegenangriff organisieren wird. Es konnte ja keiner ahnen, dass die Deutschen ohne Kriegserklärung über uns herfallen würden.«

Benommen schaute Mari in die vertrauten Gesichter, in denen sie ihre eigenen Gefühle gespiegelt sah – eine Mi-

schung aus Wut, Angst und Ratlosigkeit. Nur Agna, die Mutter ihres Vaters, wirkte gelassen und lächelte ihrer Enkelin freundlich zu. Mit dem ihr eigenen Gottvertrauen verkündete sie leise, aber bestimmt: »Der Herrgott wird nicht zulassen, dass unser Norwegen in die Hände dieser Teufel fällt.«

Mari hätte viel darum gegeben, diese Zuversicht teilen zu können. Sie hielt es nicht mehr aus in der Küche und lief nach draußen. Auf dem Treppenabsatz vor der Haustür blieb sie stehen und atmete tief die kühle Morgenluft ein. Von hier hatte sie einen weiten Blick auf den Fjord und das gegenüberliegende Ufer mit seinen bewaldeten Bergen und ihren verschneiten Gipfeln. Der Urgroßvater ihres Vaters hatte einst das Grundstück an dem sanft ansteigenden Hang erworben und hier das Wohnhaus und den Pferdestall gebaut. Im Lauf der Zeit hatten seine Nachkommen den Hof um einen Stall für die Kühe, Ziegen und Hühner, eine geräumige Scheune und einen großen Ofen zum Brotbacken erweitert und nach und nach die Pferdekoppeln und Viehweiden gekauft, die sich direkt am Ufer des Fjords gen Westen erstreckten.

Alles sah so friedlich aus. Mari ertappte sich dabei, wie sie angestrengt lauschte und den Himmel nach Flugzeugen absuchte. Wie sich Krieg wohl anhörte? Wie klang Kanonendonner? Oder ein Fliegerangriff? Wie auch immer, hier war alles ruhig. Nur das gleichmäßige Tuckern eines Fischerbootes auf dem Fjord und das Gezwitscher einiger Meisen waren zu hören, die sich in den noch kahlen Zweigen des alten Apfelbaumes neben dem Haus tummelten. Mari schüttelte sich und ging zum Stall. Auch heute musste

schließlich ausgemistet, die Hühner mussten gefüttert, die Ziegen gemolken und die Kühe auf die Weide getrieben werden.

Nachdem Mari ihren morgendlichen Pflichten nachgekommen war, zog es sie in den Pferdestall. Behutsam näherte sie sich der Box von Fenna und ihrem Fohlen. Die Stute begrüßte sie mit einem Schnauben. Ihr kleiner Sohn versteckte sich hinter ihr und lugte vorsichtig zu Mari hinüber. Um ihn möglichst früh an sich zu gewöhnen, öffnete Mari die Box und führte Fenna hinaus in den kleinen umzäunten Auslauf hinter dem Stall. Dabei murmelte sie unablässig beruhigende Worte vor sich hin. Nach kurzem Zögern folgte der Kleine seiner Mutter, die sich immer wieder nach ihm umsah.

Draußen ließ Mari die Stute los und beobachtete die beiden vom Gatter aus.

»Wie sollen wir deinen Kleinen denn nennen?«, fragte Mari.

Fenna hob den Kopf und wieherte leise. Mari betrachtete sie nachdenklich. Fenna – der Name bedeutete Frieden. Sie konnte es immer noch nicht fassen, dass in ihrem Land nun kein Frieden mehr herrschte. Und bald vielleicht auch keine Freiheit mehr. Die nahezu mühelosen Siege der Deutschen in den von ihnen bisher besetzten Ländern ließen nichts Gutes ahnen.

»Frihet«, verkündete Mari nach einer Weile, »so soll er heißen.«

Es dauerte fast eine Woche, bis Håkon VII. sich eines Morgens per Radioansprache an sein Volk wandte und die Mobilmachung verkündete. Seit dem deutschen Überfall war

er mit seiner Familie und den Ministern der Regierung in Richtung Norden auf der Flucht – verfolgt von deutschen Jagdfliegern, die mehrere Städte bombardierten, ohne jedoch die Fliehenden aufhalten zu können. In seiner Ansprache hatte der König noch einmal unmissverständlich klargemacht, dass er eine Zusammenarbeit mit den Deutschen kategorisch ablehnte, ebenso die von ihnen geforderte bedingungslose Kapitulation.

Mari trat mit ihrer Familie hinaus aus der weiß gestrichenen Holzkirche von Nordfjordeid, dem kleinen Städtchen am Ende des Eidsfjorden, einem Seitenarm des Nordfjords. Wie jeden Sonntag nach dem Gottesdienst – wenn das Wetter nicht allzu ungemütlich war – standen die Gemeindeglieder noch eine Weile in kleinen Gruppen zusammen, bevor sie sich wieder auf den Weg zu ihren Höfen oder Stadthäusern machten. Doch an diesem Tag wurde nicht der neueste Klatsch ausgetauscht, die Predigt von Pfarrer Hurdal kommentiert oder über landwirtschaftliche Themen gefachsimpelt. Alles drehte sich um den Krieg, den die Deutschen nach Norwegen gebracht hatten. Und der nun auch hier greifbarer geworden war. In einer Stunde sollten sich die wehrfähigen Männer des Ortes und der Umgebung zur Musterung auf dem *plassen* einfinden. Der alte Exerzierplatz war bereits 1649 als erster militärischer Übungsplatz Norwegens für die Region eingerichtet worden und diente nun als Sammelstelle für die Soldaten.

»Auf keinen Fall! Ich verbiete es dir!«

Die energische Stimme ihres Vaters ließ Mari zusammenzucken. Sie drehte sich zu ihm um und sah, dass er sich in einer heftigen Diskussion mit Ole befand.